

# Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 5. — Sonntag, den 31. Januar 1937.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel. Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

## Helle Nächte überm winterlichen Erzgebirge

Wenn wir von den hellen Nächten sprechen, dann denken wir an die Hochsommerzeit, in der wir den längsten Tag und die kürzeste Nacht haben, eine Zeit, in der es kaum dunkel wird und die uns erfreut mit ihrem reichen Licht. Aber auch die Winternächte sind helle Nächte und unser Bild soll uns den Zauber solcher Nacht, die da über den weißen Dächern unserer Stadt liegt, zeigen. In der Tat haben diese Winternächte einen Zauber ganz wunderbarer Art und wenn Du lieber Leser, schon einmal in einer stillen Winternacht durch den märchen-schönen Wald unserer erzgebirgischen Heimat gegangen bist, dann wirst Du auch von diesem seltsamen Zauber etwas empfunden haben. Geisterhaft huschen die Mondschatten über die märchenhaften Gestalten der eingeschneiten Fichten und Sträucher; ein Glitzern und Flimmern ist auf der weißen Schneedecke fast taghell ist es um uns — und ist doch Nacht. Schaut Du über Dich, so blinken freundlich Gottes Sternlein aus ewigen Kernen zu Dir herab, als wollten sie Dich fragen: Nun — was willst Du kleiner Wicht denn hier in dem Riesenreich der stillen, weiten Winternacht? — Und freundlich grüßt Du zu ihnen hinauf. So still und so weit, so einsam und so verlassen die weite Welt um Dich auch ist. Du fühlst Dich doch geborgen unter der Allmacht Gottes, die über Dir aus weitem Universum, die um Dich her aus der stillen Pracht der Winternacht pre-

digst. Geborgen fühlst Du Dich und geborgen war Dein ganzes Leben unter Gottes Schutz und Schirm, wenn Du besinnlich auf solch einsamem Marsch durch die Winternacht unseres Erzgebirges einmal nachdenkst. Ein jeder von uns hat so seine Gedanken und ich muß in solchen Nächten immer an ein Erlebnis denken, welches ich in den albanischen Hochalpen hatte, als ich mich mit meinen Soldaten von der Ballanfront auf allerhand Irrwegen durchschlug nach der Heimat. Wir waren völlig abgeschnitten und standen auf verlorenem Posten unten an der griechischen Grenze. Tag und Nacht waren wir nun schon unterwegs hatten alles verloren, was Soldaten an Bagage und Lebensmitteln mit sich führen. Nur was wir am Leibe hatten war gerettet und wir hungerten uns durch mit einigen Maiskolben, die wir in unserem Brotbeutel bei uns hatten. Da lag auch eine so tiefe, wunderbare Nacht über Berg und Tal, und Stille war es unter dem weiten Dom des Himmels. Voll Schönheit und Majestät standen im bleichen Mondenschein die alpinen Berge Albaniens um uns. Der Schrei eines Waldtieres drang irgendwo aus den Schluchten zu uns herüber — dann wieder Kirchenstille in der weiten, unberührten Bergnatur. Ob je eines Menschen Fuß diese weg- und steglosen Berge berührt hatte? Es lag wie ein tiefes Geheimnis wie ein Zauber aus fernen Welten hier über dem fremden Land, das wilde Schönheit und ein



Stück ungeschmälerter Bergnatur darbot, frei und unberührt von den Einflüssen jeglicher Kultur. So unberührt war es, wie das neue Schneefeld in erzgebirgischer Winternacht vor uns liegt, das auch noch keines Menschen Fuß berührt hat. Diese Unberührtheit der Natur strahlt einen besonderen Zauber aus und sie ist es wohl, die unsere Gedanken emporlenkt zu dem, der uns ein Land weist, das eben nicht auf dieser Erde liegt, sondern in ewigen Fernen, denen wir Menschen entgegenziehen, Schritt um Schritt, Tag und Nacht. Da ist es so schön zu träumen und mit den Blicken an den Gipfeln stolzer, ferner Berge zu hängen, zu denen uns unsere Sehnsucht trägt. Aber die Lage, in der wir uns damals auf dem Rückzug durch Albanien befanden, war weiß Gott nicht dazu angetan, stille Beschaulichkeit zu pflegen. Wir waren ja abgeschnitten, waren ohne jedwede Verbindung mit dem Gros der Truppe und wir befanden uns in einer Steinwüste, von deren Ausmaß niemand eine Ahnung hat, der die weite, unberührte Alpenwelt Zentralalbaniens nicht kennt. — Ein frischer Bergwind blies uns um die Ohren. Wir konnten klettern und wandern, konnten mühsam uns voranarbeiten, immer neue Felsenkessel taten sich nur vor uns auf. Ganz still und einsam lagen sie da. Der Mond schien wie mit einer hellen Laterne in dies Labyrinth bizarrer Felsspitzen. Die Gebirge des Mondes selbst können nicht einsamer sein, als die Welt, in der wir uns

hier befanden. Ueber Klippen und Felsen irrten wir und manch einer schleppte sich nur noch mühsam mit. Entkräftet und schier hoffnungslos blieb er liegen, raffte sich wieder auf, lief noch ein Stück Wegs mit uns, um schließlich dann doch am Ende der Kraft sich dem Schicksal zu ergeben und hier sein Ende abzuwarten. Die Gerippe verendeter Tiere, die wir in dieser Steinwüste hin und wieder sahen, machten uns bekannt mit dem rauhen und unerbittlichen Schicksal, welches uns hier erwartete. Wir alle hätten nicht gedacht, daß wir nach dieser Nacht ewiger und nimmer endenwollender Einsamkeit jemals wieder mit Menschen in Berührung kommen würden und deshalb suchten wir in ganz anderer Weise noch, als der einsame Wanderer durch stille friedliche Winternacht unserer heimatlichen Winternacht das heute tut, Zuflucht zu dem, dessen Sterne uns auch damals predigten und die uns das Beten lehrten.

Wenn ich heute zurückdenke an jene Zeit und an die wunderbare Errettung, die uns dennoch aus der Felsenwüste Albanien wurde, dann kann ich nicht anders, als auch jetzt die Hände zu falten und Gott zu danken für die Errettung, die uns damals geworden ist und die mir auch zu teil werden möge, wenn ich meine Wanderfahrt hier auf Erden einmal beendet haben werde. Das ist die Predigt einsamer Wanderung durch diese stille sternenhelle Winternacht von dem allmächtigen Gott und Vater, zu dem wir ja alle unterwegs sind. S. Sd.

Golst überm grauen Alltag stehn,  
Such einen Weg zum Licht!  
Ob Wolken ziehn, ob Stürme wehn,  
Ob schwer des Tages Pflicht —  
Du mußt in Zukunftsweiten schaun,  
Ins Land der Möglichkeit —  
Dem Herrgott und der Kraft vertraun  
Im Nebelland der Zeit.

## Karl Hertelt, Oberwiesenthal @ 100 Jahre

Noch heute rühmen die Werke den Meister

Wer kennt ihn nicht, den lieben, alten und verdient vollen Altmeister erzgebirgischer Schnitzkunst Karl Friedrich Hertelt, den unser Bild zeigt, und der just vor 100 Jahren am 19. Januar 1837, das Licht der Welt erblickte. König Winter breitet heute seinen weißen Hermelin über den stillen Hügel am Fichtelberg, unter dem der alte Meister nun schon seit 1922 ruht, aber seine Werke sind lebendig geblieben. Seine unvergeßlich schönen Weihnachtskrippen befinden sich nicht nur im erzgebirgischen Familienbesitz, sie sind weit in alle Welt gegangen bis in die ferne Südsee. Noch nie war die Schnitzkunst in einer so vollstündlichen Art ausgeübt worden, wie unter dem Schnitzmesser Hertelts. Der alte, stille und bescheidene Meister machte nicht viel Weisens von sich, aber sein Name war in aller Welt, und wer jemals nach Oberwiesenthal kam, der sah sich nicht nur seine Vereinskrippe in Stadt Karlsbad an, sondern der besuchte ihn einmal, den alten Meister, und er traf ihn so an, wie wir ihn heute auf unserem Bilde sehen. In der schlichten

erzgebirgischen Stube war ein seltsamer Geruch von Farben, Lacken und Leim — kurzum, wir sagten immer „Hier riecht's so recht nach Weihnachten“. Den fleißigen und geschickten Händen Hertelts einmal zuzuschauen, war eine seltene Freude, und stets hatte der alte Meister auch ein liebes Wort. Was einmal der alte Hertel begonnen hatte, das führte er mit großer Liebe bis zum Ende, und es dauerte sehr, sehr lange,

ehe eine seiner Figuren von ihm als vollkommen gelungen beiseite gelegt wurde. Immer wieder und wieder nahm er sie zur Hand, gab da und dort noch einen Schnitt. Wenn aber einmal das Werk fertig war, dann sah man es ihm auch an — das Werk ist von Karl Hertelt — und noch heute rühmen die Werke den alten Meister. Einige seiner Weihnachtskrippen u. -figuren geben wir im Bilde wieder, dabei sei aber erwähnt, daß die Bilder bei weitem nicht die Schönheit wiederzugeben vermögen, die die Figuren Hertelts tatsächlich haben. Man muß die feinen Züge der Figuren am Original betrachten, um zu verstehen, wie der



Altmeister Karl Friedrich Hertelt bei der Arbeit.



Die Geburt Christi.

Meister es verstand, Erstaunen und Freude, bei der Verfolgung Schmerz und Trübsal wiederzuspiegeln. Die Figuren haben Leben und sind erfüllt von dem tiefen religiösen Sinn des Meisters, der sich bei allen seinen Werken streng an die Bibel hielt. Betrachten wir z. B. den von ihm gefertigten Tempel zu Jerusalem, so finden wir die Einteilung des Heiligen und des Allerheiligsten, finden einen Aufbau der Säulen, so wie ihn die Heilige Schrift beschreibt. So darf man wohl mit Zug und Recht behaupten, daß der Meister Hertelt in seinen Werken bis zum heutigen Tag einzigartig geblieben ist. Vor seinen Werken muß man Hochachtung haben, und Hertelt selbst hatte vor seinen Werken Achtung. Wir haben es miterlebt, daß er Figuren, die er einmal geschnitten hatte, auch sorglich gepflegt wissen wollte. Lieber verkaufte er sie nicht, so notwendig er in seiner Armut das Geld auch gebraucht hätte. Ja, er brachte es fertig, Figuren, die man ihm zur Ausbesserung wiederbrachte, weil man damit unvorsichtigerweise Kinder hatte spielen lassen, einfach nicht ausbesserte. Seine Figuren waren Kunstwerke und keine „Männlein“, das wollte er sehr eindeutig mit solcher Ablehnung zum Ausdruck bringen, und er tat recht daran. Wer heute noch einer Hertelt-Krippe besitzt, der hält sie hoch in Ehren, der weiß, daß er einen Reichtum besitzt, der unerseßlich ist, und hütet das Werk wie das Andenken des alten, treuen Schnitzmeisters von Oberwiesenthal.

Wir bringen im Anschluß an die Erzählung aus dem Leben Karl Hertelts den Abdruck eines Gedichtes, welches einem Leser unserer Heimatblätter in Schma zugesandt wurde von einer Erzgebirglerin, die in Amerika in weiter Fremde wohnt. Ewige Sonne ist da, die Nachtigall singt aus dem Busch ihr Lied auch zur Winterszeit — schön muß das sein so denken wohl unsere Leser, aber hören wir unsere Erzgebirglerin, die da drüben wohnt, hören wir, wie aus jeder Strophe das erzgebirgische Heimweh klingt, wie sie den Zauber der erzgebirgischen Weihnacht vermisst. Sonniges Land — aber Land ohne deutschen Wald. Land ohne

Heimatberge, Land vor allem ohne den Zauber erzgebirgischer Weihnacht! Da fehlt etwas, fehlt der Glanz der Weihnachtsstuben im Erzgebirge, fehlen all die Krippen und Figuren, wie sie Karl Hertelt schnitzte, der Christbaum mit den hellen Lichtern fehlt. — Lieber Leser, wollte man Dir das auch alles nehmen, Du würdest genau so betrübt sein, und Du wirst jetzt verstehen, was aus den schlichten Versen klingt, welche uns die Richte jenes Schmaer Lesers unserer Zeitung zuschickt. Ob wandern einige Exemplare unserer „Heimatblätter“ hinüber nach Amerika, und groß ist dann die Freude: Ein Gruß aus der Heimat. Groß ist aber auch unsere Freude, wenn die Erzgebirglerin aus der Fremde heute einmal zu uns spricht: und wenn wir lesen, was in dem Brieflein geschrieben steht:

## Weihnachtslied



Und zögst du tausend Meilen weit  
in alle Welt hinaus,  
und kommt die liebe Weihnachtszeit,  
du wollst, du wärst zu Haus!  
Die Nachtigall, so süß sie singt,  
weckt Sehnsucht nicht so sehr,  
als wenn das Weihnachtsglöckchen klingt  
von deiner Heimat her.

Da fällt dir mit dem Tannenbaum  
und mit dem Lichterschein  
der ganze, schöne, goldne Traum  
von deiner Kindheit ein.  
Es wird dir so erinnerungsmild,  
die Tränen kommen schier,  
und manches liebe Menschenbild  
tritt vor die Seele dir.

Und mancher, der dir teuer war  
und Gutes dir erzeigt,  
der ruht nun auch schon manches Jahr,  
die Erde sei ihm leicht!  
Und wen du in der Fremde bist  
in Liebe zugetan,  
dem stehst du zum Heiligen Christ  
gern auch ein Kerzchen an.

Und bist geschieden du in Groll,  
heut tut's dir doppelt leid,  
und denkst nach Haus wohl wehmutsvoll:  
das macht die Weihnachtszeit,  
denn bitter ist die Fremde nicht  
als in der Weihnachtsluft,  
wo du, ein unbekannt Gesicht,  
zur Seite treten mußt.

Drum, zögst du tausend Meilen weit  
in alle Welt hinaus,  
und kommt die liebe Weihnachtszeit,  
du wollst, du wärst zu Haus.  
Die Nachtigall, so süß sie singt,  
weckt Sehnsucht nicht so sehr,  
als wenn das Weihnachtsglöckchen klingt  
von deiner Heimat her.



Hertelt'sche Krippe  
der „Obererzgebirgischen Zeitung“ in Buchholz i. Sa.  
(Links oben: Schloß des Herodes; links unten: Geburt Christi; rechts: Tempel zu Jerusalem mit Simeon und Hanna.)



Simeon und Hanna bei der Darstellung im Tempel.

# 5 Erdteile ♦ 5 Schicksale

Begegnungen mit deutschen Männern in  
fernen Ländern / Ein Erlebnisbericht  
von **Andreas Polker**.

Copyright by Verlag Presse-Tagesschrift, Berlin W 35

(4. Fortsetzung.)

## Die mysteriöse Kraft Chinas.

In China angelangt, bittet er, nach einer Provinz entsendet zu werden, die als ganz besonders fremdenfeindlich gilt. Unter ständiger Lebensgefahr übt der junge Missionar seine fromme Tätigkeit aus. Um dem Volk, das er bekehren will, näherzukommen, studiert er dessen Lebensweise und Sitten genau, und sie werden ihm von Tag zu Tag verständlicher. Ohne daß er es recht gewahrt, beginnen die unglaublichen assimilatorischen Kräfte Chinas auf ihn einzuwirken. China hat im Laufe seiner langen Geschichte ganze Völker und Rassen aufgesaugt, wie sollte sich da ein einzelner, in eine entlegene, von seinesgleichen gemiedene Provinz verschlagener Mensch auf die Dauer gegen die Chinesisierung wehren können?

Der Franziskanermönch hat einen Entschluß gefaßt, der so stark ist, daß selbst der herbeigeeilte Prior ihn nicht zu erschüttern vermag. Der einstige Missionar wird Buddhist und tritt in ein Kloster. Zwei Jahre verbringt er dort. Als geweihter Diener Buddhas verläßt er die heilige Stätte und zieht durch das riesige Reich der Mitte.

Er ist Zeuge der Abschaffung der Monarchie und Ausrufung der Republik durch Sun Yatzen. Die schon an und für sich irreligiöse Bevölkerung verliert durch die Ereignisse noch mehr von ihrem Glauben. Lauterstädt, bestrebt, geht nach Indien. Ein halbes Jahr später befindet er sich in einem Kloster auf Ceylon.

## Die Liebe zum Vaterland ist stärker.

Das Jahr, das folgt, nennt er das glücklichste seines Lebens. In seinem beschaulichen Asyl in der Umgebung von Ratnapur erreicht ihn die Kunde vom Ausbruch des Weltkrieges. Diese tragische Nachricht rüttelt ihn auf. Er ist im Grunde seiner Seele immer der deutsche Soldat geblieben; er hat eine fremde Religion angenommen, denn, ich zitiere seine eigenen Worte: „Es ist schließlich nur eine Frage der Lebensanschauung und ziemlich gleichgültig, nach welchem Ritus man Gott dient. . .“, aber die Zugehörigkeit einer Rasse, zu einem Volk streift man niemals ab.

Der einstige Offizier zögert keinen Augenblick, heimzukehren, dem Vaterland zu dienen. Schon in Colombo muß er sich überzeugen, daß die Ausführung seiner Vorhabens ungemein schwierig ist. Deutsche und Oesterreicher, die sich bei Kriegsausbruch auf Ceylon befinden, werden festgenommen. Sein Mönchsgewand schützt Lauterstädt nur wenig, denn sein Äußeres verrät sofort den Weißen. Ausfahrende Schiffe werden peinlichst auf Anwesenheit von Angehörigen der Feindesländer untersucht.

Lauterstädt findet es ratsamer, sich zunächst auf der Insel selbst zu verbergen. Später hofft er leichter die Gelegenheit zu finden, mit einem neutralen Dampfer nach Italien oder Holland und von dort nach der Heimat zu gelangen. Da ihm aber der Boden allmählich zu heiß wird, flieht er in die Berge. Er hat während seines verhältnismäßig kurzen Aufenthaltes in Ceylon, dank seines seltenen Sprachtalents, von den zahlreichen Dörfern der Insel so manchen erlernt. Im Urwald des Adams-Pid wohnt ein Urtamm, die Veddas. Sie kleiden sich in Baumrinne und jagen noch heute mit Pfeil und Bogen; zu ihnen will der Flüchtling. Doch es gelingt ihm nicht, diesen sagenhaften, wilden Stamm zu finden.

## Mißglückte Flucht.

In den nächsten Wochen treibt sich ein zerrissener, unsagbar schmutziger Bettelmönch in Colombo herum. Der Schmutz ist die Maske, die Lauterbach vor einer Entdeckung schützt. Der Steward des holländischen Dampfers ist sprachlos, als dieser schmierige Eingeborene mit dem Ansinnen an ihn herantritt, ihn auf dem Schiff zu verbergen. Doch der „Bettler“ spricht vorzüglich

englisch und besitzt gute Pfundnoten. Der Dampfer verläßt den Hafen, ohne daß man den blinden Passagier entdeckt hat.

Das Schiff befindet sich schon auf der Höhe der Lakkadiven-Inseln, als es von einem englischen Kriegsschiff angehalten wird und diesmal muß Lauterstädt daran glauben. Er kehrt als Gefangener nach Ceylon zurück und wird später in Australien interniert. Als der Krieg zu Ende ist, läßt man ihn frei. Er reist nach Deutschland. Es ist die Zeit der Spartakusämpfe. Lauterstädt erkennt sein Vaterland nicht; Chaos und Vernichtung herrschen in Deutschland. Enttäuscht und tief erschüttert verläßt, ohne seine nähere Heimat gesehen zu haben, der Heimkehrer das Land. Eine Buddhistengemeinschaft in Holland ermöglicht ihm die Reise nach China, denn Indien ist ihm vorläufig versperrt. . .

Hier endete der Lebensbericht des Mönches. Er schloß mit dem Satze: „Ich habe nichts verschwiegen und nichts erfunden. . .“

Schon mittags ging ich in das Häuschen auf dem Wege nach dem Paradiesgarten. Ich traf den Mönch nicht an. Er hatte in aller Frühe eine Reise nach der Nordspitze der Insel angetreten, von wo er erst Ende der Woche zurückkehren sollte. Ich ließ das Manuskript mit einem herzlichen Schreiben zurück; ich legte dem Verfasser nahe, sein Buch einem Verleger nach Deutschland zu schicken.

Seitdem sind fast zehn Jahre verstrichen, doch die abenteuerliche Lebensgeschichte des einstigen Württembergaer Offiziers wird der Öffentlichkeit hier zum erstenmal erzählt.

## Stierkämpfer Lehmann

### Der höfliche „Spanier“.

Der Mann mir gegenüber hatte ein verwittertes Gesicht, mit einer Haut wie gegerbtes Leder und auffallend helle Augen. Seine Haare waren dunkel, obgleich ich nicht viel von ihnen sah, denn mein Reisegefährte hatte, trotz der Hitze, die im Abteil herrschte, seinen breitrandigen Filzhut aufbehalten. Wir besaßen uns in einem Abteil erster Klasse; was jedoch nicht viel besagen wollte. In Spanien besteht ein Schnellzug nur aus Wagen erster und dritter Klasse. Man ist hierzulande entweder „Herr“ oder „Volk“ — aber das ist weniger eine soziale, als eine Frage der Einbildungskraft.

Mein Gegenüber rauchte eine kanarische „Buros“, diese für das Auge recht imposante Zigarre entwickelt einen Qualm wie eine kleinere Dampfmaschine und einen kräftigen Duft. Ich weiß nicht, ob es meine Grimassen waren, die den Unbekannten plötzlich veranlaßten, die dicke Glimmstange durch das offene Fenster zu schleudern. Mein Reisegefährte holte jetzt aus dem Gepäck eine ziemlich umfangreiche Papiertasche, die eine kalte Mahlzeit, wie man sie in den spanischen Hotels für abreisende Gäste zusammenstellt, enthielt. Der Mann schälte ein Ei ab und hielt es mir vor die Nase.

„Le gusta, Senor?“

„No, muchas gracias, Senor!“ lehnte ich dankend ab.

Dieser kurze Dialog wiederholte sich noch einigemal. Mein lebenswürdiger Nachbar hatte es weder beim kalten Braten noch beim Huhn unterlassen, mich aufzufordern, mitzuessen. Als ich auch die angebotene Weinflasche höflich ablehnte, sah mich mein Reisegefährte ein wenig gekränkt an. Trotzdem bot er mir etwas später eine Zigarette an. Eine erneute Ablehnung hätte den Mann bestimmt beleidigt; ich beeilte mich, nach der Zigarette zu greifen.

### Ein Mann aus Mexiko.

Wir gerieten ins Gespräch. Der Fremde horchte schon nach meinen ersten Worten auf. „Sie sind kein Spanier?“ fragte er. „Nein“, sagte ich. „Deutscher?“ forschte er.

Raum hatte ich es bestätigt, rief mein Reisegefährte

freut: „Ich bin glücklich, einen Landsmann kennenzulernen!“ Er hatte deutsch gesprochen.

Er sah meine Überraschung und lächelte. „Sie wundern sich, was? Sie haben in mir keinen Landsmann vermutet!“

Nein, das hatte ich bestimmt nicht. Mein Blick streifte die Kleidung meines Gegenübers: den breiten „Cordoverer“ und darunter das schmale, von der Sonne ausgemergelte Gesicht, das etwas von einem edlen Pferdekopf hatte. Und weil mir nichts Bescheiders einfiel, fragte ich: „Befinden Sie sich schon lange in Spanien?“

„Ich komme jetzt aus Mexiko . . .“, erwiderte er ausweichend. Dann erkundigte er sich nach meinem Reiseziel. Als er hörte, daß ich nach Murcia fuhr, sagte er mir, daß er ebendahin reise. Und er fragte mich, ob ich schon Stierkämpfe gesehen hätte.

„Eine ganze Anzahl“, antwortete ich.

„So, so . . .“, meinte er bloß. „Gefielen sie Ihnen?“ erkundigte er sich nach einer kleinen Pause.

Ich gab es zu.

„Mein Name ist Max Lehmann, und ich bin Stierkämpfer“, sagte da mein Gegenüber.

Ich sah in sein Gesicht, aber ich konnte darin nicht den leisesten Anflug eines Lächelns entdecken. Ich war einfach sprachlos. Meine Verblüffung entging Herrn Lehmann natürlich nicht. Jetzt lächelte er.

„Da staunen Sie, was?“

Ich gab es unumwunden zu. Nur wer Spanien, Stierkampf und Stierkämpfer kennt, weiß, was es bedeuten wollte — ein Deutscher als Stierkämpfer!

#### Murcia, eine Stadt in Andalusien.

Wir befanden uns schon im Bahnhof von Murcia, als Lehmann seiner Brieftasche eine Visitenkarte entnahm und sie mir mit folgenden Worten überreichte: „Besuchen Sie mich doch morgen! Ich wohne im Hause eines Freundes; er heißt von Manuel X., und jedes Kind wird Ihnen sein Haus zeigen . . .“

Ich nahm die Karte und sah den Namen: „Maximilio Le Mano“. Max Lehmann alias Maximilio Le Mano lachte, schüttelte mir die Hand und ging. Ich folgte ihm mit meinem Blick und sah, wie ein dicker und sehr eleganter Mann ihn mit lauten Begrüßungen empfing.

Es regnete in Strömen. Als ich vor den Bahnhof trat, konnte ich noch sehen, wie Lehmann und sein Begleiter ein großes Luxusauto bestiegen, das gleich danach in rasender Fahrt davonsauste. Nicht ganz so komfortabel gelangte ich in mein Hotel. Der Hotelwagen, ein Ungetüm von Pferdegespann auf hohen Rädern, eine Art Mailcoach, war vollbesetzt, und ich mußte hoch oben auf dem unbedeckten Rutschbock Platz nehmen. Der Regen gestaltete sich zu einer wahren Sintflut. Es wurde eine fantastische, kinohafte Fahrt bis zum Hotel.

Als ich am nächsten Morgen, eigentlich ging es schon auf Mittag, doch der Spanier ist ein Spätaufsteher, mich auf den Weg zu Herrn Lehmann machte, herrschte eine Hitze wie in Zentralafrika. In der Tat, schon der erste Gassenjunge vermochte mir den Weg zur Behausung von Don Manuel zu weisen. Zehn Minuten später stand ich vor einem neuen, imposanten Gebäude

im „Mudejarstil“ und spähte vergebends nach einer Glocke. Ich griff also zu einer in Spanien nicht ungewöhnlichen Art der Anmeldung. Ich machte aus meinen Händen einen Trichter und brüllte: „Buenos dias!“ Guten Tag!

Wenige Minuten später stand ich auf einem entzückenden, schattigen Patio Max Lehmann gegenüber. Wir begrüßten uns herzlich. Lehmann war jetzt ohne Hut, und so konnte ich mich überzeugen, daß er den kleinen Zopf, das Wahrzeichen der Stierkämpfer, trug. Bald erschien auch der Hausherr, ein „Sachupin“, ein in Mexiko reich gewordener Spanier. Nachdem wir ein Gläschen Wein getrunken hatten, machten Lehmann und ich uns auf den Weg, denn Lehmann wurde von dem Veranstalter des Stierkampfes erwartet. Bevor ich Don Manuel verließ, bekam ich die übliche Versicherung mit auf den Weg: „ . . . daß ich nun ein Haus in der Stadt besäße . . .“ Womit die prunkvolle Behausung des Wirtes gemeint war. Eine ebenso nette wie hohle Phrase.

Unterwegs zeigte Lehmann lächelnd, doch mit sichtlichem Stolz auf eine Ankündigung des am nächsten Tag stattfindenden Stierkampfes. Ich hatte die Plakate bereits auf dem Hinweg gesehen. Von den beiden Espadas — die wir in Deutschland Toreros nennen — war Lehmann an erster Stelle angeführt. Ungefähr folgendermaßen: „Der aus Mexiko zurückgekehrte, gefeierte . . .“, nun folgten Eigenschaftsworte, wie: bravissimo, grandissimo, exelentissimo . . . Espada Le Mano wird in der Stierkampfarena von Murcia usw.“ Trotz der Neigung des Spaniers zu Superlativen war die Anführung für Lehmann sehr schmeichelhaft.

Bald saßen wir in dem Kaffeehaus und tranken Anis del mono. Der Schnaps schmeckte nach Lakritz und brannte tüchtig an Zunge und Kehle. Die ehrfurchtsvollen Blicke der Gäste waren auf meinen Begleiter gerichtet, denn der Stierkämpfer ist in Spanien ein Nationalheld, dem man überall Bewunderung und Verehrung entgegenbringt. Etwas von dem Glanz des Landesmannes fiel auch auf mich, und ich kostete den ephemeren Ruhm tüchtig aus.

„Nun dürfen Sie fragen“, begann Lehmann wohlgelaunt. „Denn ich sehe ja, daß die Neugier sie zwickt . . .“

#### Deutscher sein ist ein Empfehlungsbrief.

So übernahm ich die Rolle des Interviewers und fragte: „Weiß das Publikum, daß Sie Deutscher sind?“

„Nein. Wie Ihnen bekannt ist, wird in Spanien von allen Ausländern der Deutsche am meisten geschätzt! Deutscher sein ist bereits ein Empfehlungsbrief! Aber der Stierkampf ist etwas so spezifisch Spanisches, daß man Fähigkeiten zur Tauromachie, nicht ganz mit Unrecht, nur dem Spanier, in dessen Heimat der Stierkampf seit Jahrhunderten gepflegt wird, zuspricht . . . Selbst die vereinzelt südfranzösischen Stierkämpfer wurden von den Spaniern im seltensten Falle als vollwertig empfunden. Nehmen Sie, um die Sache zu veranschaulichen, an, ein Spanier würde sich in einem Münchener Variete als Schuhplattler produzieren . . . Wäre das nicht ein Witz?“

Ich lachte und stellte die zweite Frage: „Wie kamen Sie eigentlich dazu, Stierkämpfer zu werden?“

(Fortsetzung und Schluß siehe nächste Nummer.)

Ab Anfang Februar beginnen wir mit dem spannenden Roman:

**Ann-Christin** *liebt nur einmal*



## 's Madl ven Staadtl

Von Anton Günther,  
Gottesgab

A Madl ausn Staadtl, dos hot mir gefalln,  
 Dos war mir da Liebsta, da Schänsta ve alln.  
 On wär när de Wag net su lang on su weit,  
 Ze dan Madl ausn Staadtl do gäng ich noch heit.  
 Do gäng ich noch heit, wär de Wag net su weit.

Es hot mich su saltfom, su frisch abgelacht,  
 Dos hat mich ganz wiewlit, ganz wawlit gemacht,  
 Denn üwerol, wu ich bie, fellt mrich halt ein,  
 Be dan Madl ausn Staadtl mächt ich alla Tog sei.  
 Mächt ich alla Tog sei, afu fellt mrich halt ei.

Do tet ich nort singa dos Liedl racht schü.  
 Wie gut ich dan Madl ausn Staadtl halt bie,  
 Ich tet singa, 's müßt klinga su lieblich on sei.  
 On dan Madl ausn Staadtl in ihren Herzn tief nei.  
 In ihren Herzn tief nei, afu lieblich on sein.

On weil ich 'ho heit an dan Madl gedacht,  
 Do ho ich geschwind mir dos Liedl gemacht,  
 Dos will ich nu singa, def ich's immerfort wäz  
 On dos Madl ausn Staadtl in män Labn net vergah.  
 Def ich's immerfort wäz on in Labn net vergah.

# Nooch'n Feierohmd

## Dr „Hektor“ als Aziehzeigwacht!

Von Walter Schimm, Chemnitz.

Wenn mr heite dr Fahrstroß von Buchholz nooch dr Sähm zu läßt un off dr Käpp ben Cunnerschdörfer „Anker“ is, ta mr sei niebr off dr Schleitauer Stroß guckn un ne Vrkehr beobacht. Bis korz nooch'n Krieg war dar Ausblick net möglich, dä do stand dan Rand numnerzu bis ziemlich an de Geleisr vom Bahnhof hucher Stangewald. Dos Stik Stroß vom „Anker“ bis zor Krimm ibr dr Kunze-Papiermühl war ne alte eirische Stell. rechts un links Wald un Gesechtlich, lä Wunner also, wenn sich manche Leit dorin fürcht'n tatn, wenns finstr wur. Ganz besonnerich de gunge Määd aus Arneberg un Buchholz, die Sonntigs nooch dr Sähm in Urbgericht odr zon Delmann ze Tanz ginge, hobn sich dorin, wenn se nachts kenn Hemmsführer drgattert hattn, an dr Lipp manche Forchiblos gehull. De gunge Karl'n obr behaupten oon dor „eir:ichn“ Stell gerode is Begntäl, is wär de schönste Streß von dr Sähm nooch dr Stadt gewasn, dortn höttr: sich de Tanzgumpfrn, wenn mr kä Anstalt zon Eihänke: gemacht hot, salbericht in Arm neigehängt.

Warim nu dar Wald von de Baldarbeitr eenes scheen Toogs niedrge'd'loogn is wurn, konnt iech net drfahrn, obr wagn de Forcht:fn, mit die de Tanzgumpfrn Mantigs rimmgeoffn sei, is bestimmt net gewasn. Obr a noch ze wos annerich war dar Stangewald gut, wuvu iech heite mol e Gesechtel drzöhl'n will.

Wenn in meinr Kinnerzeit im Sommer de Sonn ju brichfiedig heeß off de Ard niedrplahet, gobs vir uns Buchhälzr Gunge kä haltn, mr ginge bodn wu's nisch't kostet; un dodrzu but sich im Kariggrobn, weitr getolei häßt ar a Mühlgrobn, Gelagnheit. Barfissig, när mit Hemm un Hus belledt, ginos ben Gittbahnhuf dr Stroß hinner, dortn bei dan „eir:ichn“ Wald wur dos bissel Kleding rogestrafelt un noocherts wur nei in Kariggrobn gehuppt. Hier war nu dar Wald wieder ze wof'n gut, namlich ar vrperret de Sicht gegn Schandarm. Obr eenes scheen Toogs wur die Bodfräd getrübt. Wodurch — nu dorch de neidisch'n Cunnerschdörfr Gunge, die abn behaupt'n tatn, is wär ihr Bod, un mr Buchhälzr soll'n weitr nooch dr Stadt zu bodn, vielleicht bei dr Papiermühl odr hinner dr Brauhausstroß. Dos war ja alles ganz schie un gut, obr wettr drinne war obr de Gefahr größr, dä wenn mr hinner dr Brauhausstroß gebadt hätt'n, würn odr de Leit fir ne Schukmann gehult hobn, weil mir Radfinkn von dr Talstroß aus öffentlich Vergernis erregt hätt'n. Gläne is niemand in Karigarobn botn gange, mr warn immr e Hardel Gunge — egal ob Grüfuchsel odr Blausüchsel —, naked warn mr alle gleich, un Wasser konnt mr alle gebrauchn.

Aus But, weil mr eitel e setter Trupp warn, hattn paar Cunnerschdörfr Gunge eenes scheen Toogs, während mr unnr Mütel im Wasser kühleln, is Aziehzeig waggerogn un vrsteckt. Wir Wasserrattin bemerkt'n dos obr arst, wie mr uns wieder aziehe woll'n, döß de Hus un is Hemm vrschwundn war. Nu war gutr Rot teier. Ibr ner Stund hobn mr in dan „eir:ichn“ Wald rimmgesocht, un is wur schie sachte finstr, wie dr Armbrust-Albrt in ner Teif, unner'n Keisig versteckt, unner'e Klamott'n fand. Fruh, deß mr unner Azieh wieder hatt'n, sei mr noochert ehemm, wu's bei manch'n wagn dan lange Fortbleibn tichtge Hundsnudeln gabn hot.

Ne annern Toog wur in dr Schul in dr Frihstidspause e Blan ausgeheckt, dars dan Aziehzeigversteckern eistreich'n sollt. sich noch emol sette Frechheit ze drlaubn. Dr Stargelt-Marx, von Natur aus e Drischel Karl, wur eingelodn, doch mol miet bodn ze giehe, wos ar a net obschlag, un krieget zor Bedingung gemacht.

ne Hektor mietzebränge. Dr Hektor war e grußr Hund, dan mr gut gebrauchn konntn.

Richtig, im Dreie noochmittigs, rücket e Hardel Gunge vom Baldeigang-Stellplatz hinner zon Kariggrobn, in dr Mitte dr Stargelt-Marx mit'n Hektor an dr Leine. Dr Gablr-Karl fihret is Wort un ertälet Rotfchlög, wie sich alle ze vrhalten hätt'n, wenn de Cunnerschdörfr ebb'r wiederkäme. Dr gruße Hund mußt sich hinner nr grußn Ficht nalegn, wu mir Gunge drnabn unner Aziehzeig hiegepaffert hatt'n. Drauf sei mr Radfinkn nei in Kariggrobn gesprunge un hobn enanner is Wasser nagepatscht. Dos war eene Lust, wenn allemol dr Stargelt-Marx en seitn Knärps ben Kreiterich drwischet un e Weil nei ins Wasser tauchet. Epp'r e Stund mocht bei dare Luderei vrgange sei, als off emol dr Hektor knurret. Uha — doch warn de Cunnerschdörfr nimm'r weit, un dr Gablr-Karl meenet: „Net stürn lossn, imm'r weitr bodn!“ Un abn tai dr Marx wieder en von dan Gunge eitauchn, wie's in dan Romang driebn in Wald en Bläkerts tat. Dr Hektor hatt seine Aufgab als Wacht gelöst. Ar hatt en settn Bruder am Hufenbudn ze packen getrieget un ließ ne net locker; während dr annere Aziehzeigversteck dorch de Baame ne Rand nauf rannte. Dr gefangene Missetät'r bläket als stöck ar an en Schpieß, wurau'f natirlich von alln Seitt'n de Leit agefaust kame. Off'n Marx sen Befehl hatt dr Hektor sei Opfer wieder freigegabn, un, dorch de grußn Leit sich sich'r fühlnd, wattret dar Gung von weitt'n wie e Rohrsparsich. Zun gräßt'n Ugelid bracht's ihe a noch ne Cunnerschdörfr Polezeier ne Rand reigedreht — dos konnt gut warn. Von weitt'n bläket ar schie ze uns Gunge, weil mr Aftalt zon slich'n machet'n: „Dogebliebn ward, wehe wenn mr äner von Eich Bridrn ausreißt!“ un stieflet schnurstracks off'n Stargelt-Marx zu. Dr Hektor ahnet nisch't guts, flizet im Marx nimm un stellet sich virn Polezeier auf un bellt, wos de Kahl hargob. „Wann gehärt dar Hund?“ frug dr Schukmann, wurau'f dr Marx mit „unner“ antwortet. Obr dos wollt ne Polezeier net in Kopp, deß die Gunge in Hund hobn konntn un meenet: „Dan habt 'r wuhl ben Schmidt-Franz obgehängt un ze Eirer Schlachttigät miet hiert'n har gezackelt?“ Dr Marx stellet die Sach richtig, un wur drauf nei in Bichel geschriebn. Dr Gablr-Karl, dar nu a aufgeschriebn warn sollt, vrteidiget sich: „Do mögn uns doch de Cunnerschdörfr Gunge in Ruh lossn un net is Aziehzeig mauf'n un dann vrsteckn!“ Dos wollt dar Polezeier net galtn lossn, obr do häng't sich e Buchhälzr Rangschierer miet nei un bestättiget die Aussog von dan Gung. Dodorch war dr Polezeier ewing usich'r wurn un saht: „Mög sei, deß de Cunnerschdörfr Gunge sette Dummhät'n gemacht hobn, obr wu soll'n mr dä do hiekomme, wenn sette Streich mit Hindaufheßen endn soll'n! Nä, dos muß bestroft warn.“ — „Mir hobn känn Hund aufgehegt, Harr Polezeier, dar hot när off unner'n Zeig aufgewaßt, un hätt'n die Bridr net wieder drauf ogesahe gehatt, wärsch men Hektor net im Traam eigefall'n, dan Gung ze stell'n!“ vrteidiget dr Stargelt-Marx uns Gunge. Obr trohdam hot ar alle „Freischwimmer“ aufgeschriebn un noocherts miet „Läßt Eich ja net wieder bliedn“ ehämgeschickt.

Paar Toog drauf kam die Sach in dr Buchhälzr Schul zör Azeig. Dos Hardel Gunge mußt nauf ins Direktrzimmer, wu dr Barisch-Schuldirektr sich ne Hargang von dar bies'n Geschicht arst emol drzeeh'n ließ. Dr alte Barisch, sistr e streng'r Maa, fand Vrständnis fir unner'e Vrtheidigung un meenet am End dr Vrhandlung: „Freilich, die Cunnersdorfer Jungen haben, genau wie ihr, nicht recht gehandelt, aber da in der Anzeige drei Mark für eine neue Hose gefordert wird, und ihr nun zusammensteuern müßt, seid ihr genug bestraft — und ich meinerseits sehe von einer Bestrafung ab! Seht zu, daß ihr die drei Mark bald zusammenbekommt und hütet Euch in Zukunft vor derartigen Sachen!“



einen Ausschnitt aus dem Leben und Treiben in Oberwiesenthal und wir sehen zunächst SA-Männer, die beim Gruppenmannschaftslauf nach einem bestimmten Ziel eine Keule schleudern mußten. Die Fotografen hatten fleißige Arbeit und es sind wundervolle Gruppenaufnahmen gemacht worden, die wiederzugeben uns natürlich unmöglich ist. Unsere Leser mögen sich aber an den hier gebotenen Bildern erfreuen, die uns in das sportliche Leben versetzen, welches sich in Oberwiesenthal abgespielt hat.

## Bilder vom SA.-Skitreffen in Oberwiesenthal

Das SA.-Skitreffen in Oberwiesenthal, von dem die Tageszeitungen ja ausführlich berichtet haben, fand trotz des starken Wintersturmes statt, den wir in dieser Woche im Erzgebirge durchlebt haben. Wohl selten sind Skiveranstaltungen unter so schwierigen Witterungsverhältnissen durchgeführt worden, wie in diesem Jahr das SA.-Skitreffen in Oberwiesenthal. Um so höher sind aber auch die geradezu glänzenden Leistungen der Mannschaften anzusprechen. Es war teilweise ganz unmöglich, auf dem vereisten Berghang vorwärtszukommen, und oft mußten die Skier abgeschnallt werden, nur um ein Vorwärtskommen in dem fürchterlichen Sturm zu ermöglichen. Am Nachmittag stand man vor der Sprungschanze, konnte aber vor Rebel nur einen Teil der Schanze erkennen. Die Springer selbst sahen vor ihren Augen nur dicke Reibelschwaden und riskierten jedesmal einen Sprung in die Wolken. Dabei trieb sie der Wind stark ab, daß oft genug die Springer dicht an der Grenze der Zuschauermenge landeten. Ein seltsames Bild boten die Menschen in ihrem Sportanzug, der vollkommen verschneit und mit Raufreiß umgeben war, wie Baum und Strauch um uns her auch in selten schönem Raufreiß standen. Die ganze Woche hindurch hielt das Schneetreiben an und Autobus, Eisenbahn, alle Verkehrsmittel usw. hatten mit Schwierigkeiten bei der Beförderung von Menschen und Gütern zu rechnen. Teilweise waren die Straßen so vereist, daß sie unpassierbar waren. Unsere Bilder bringen



## Schiffe im Eis

Genau wie auf dem Lande gegen Schnee und Eis in diesen Tagen ein Kampf aufgenommen wurde, wie wir ihn selten erlebt haben, ist es auch zu schweren Störungen der Schifffahrt gekommen. Der starke Frost der letzten Zeit macht der Schifffahrt große Schwierigkeiten. Besonders die Oder weist einen starken Eisgang auf, während das Stettiner Haff völlig mit einer starken Eisschicht bedeckt ist, so daß ständig fünf Eisbrecher tätig sein müssen, um die 55 Klm. lange Strecke von Stettin bis Swinemünde einigermaßen für die Schifffahrt offen zu halten. — Zwei von Eisbrechern geführte Dampferzüge begegnen sich auf dem Haff

(Scherls Bilderdienst, R.)

